

P. Burgstaller bietet uns das klassische Werk des P. Alfons Rodriguez in einer fünften Auflage, die auch vor der modernen Kritik bestehen kann. Er „purgiert“ nicht, wie wohl von verschiedenen Seiten der Wunsch geäußert wurde; wer würde nicht zu seinem Bedauern die Kapitel vermissen, in welchen der berühmte asketische Verfasser seine Gedanken durch einige Beispiele so meisterhaft illustriert? und wer würde es verstehen, wenn gar der dritte Teil über Orden und Gelübde gefallen wäre? Ich will nicht erwähnen, daß damit das ganze Werk seinen Charakter eingebüßt hätte; es wäre nicht mehr das Werk des P. Alfons Rodriguez — wie viele in der Welt, die nach Höherem streben und die Vollkommenheit üben, würden es bitter bedauern!

P. Burgstaller ist, um mich so auszudrücken, mit einer apostolischen Pietät an die Arbeit herangetreten, er weiß, wie hochbedeutsam das Werk des Verfassers ist. Er hat gewisse Erzählungen, die unser Geschmac nun einmal nicht verträgt, mit Fug und Recht ausgeschieden, er hat einige Uebertreibungen auf das rechte Maß zurückgeführt, aber das waren nur wenige. Was von ungleich höherem Werte ist, er ist auf die Quelle zurückgegangen, er hat sämtliche Zitate genau geprüft, richtig gestellt, bezw. ergänzt. Wer das Werk, wie es vorliegt, genau einsieht, der gewahrt überall die corrigierende Hand und staunt, mit welchen Opfern diese neue Auflage besorgt wurde. Dem Bearbeiter gebührt dafür allseitiger, inniger Dank und die warmste Empfehlung.

In den Ordenshäusern wird ja das Werk, das zu den besten der asketischen Literatur gehört, ganz allgemein zur geistlichen Lesung benutzt und spendet reichen Segen. Möge es auch so, wie es jetzt vorliegt, noch mehr Anklang finden in der Welt und daselbst eifriges Streben nach christlicher Tugend und Vollkommenheit wecken und fördern.

J. Siepe S. J.

Kirchliche Zeitläufe.

Von Peter Sinthern S. J.

1. Die Chauvinistische Klippe des französischen Katholizismus. — 2. Für und gegen Förster. — 3. Wölfe im Schafstall. — 4. Bonifatiuskorrespondenz und Schlaraffia.

1. Die Chauvinistische Klippe des französischen Katholizismus. Schon das fünfte Jahr stehen die deutschen Heere auf französischem Boden, noch immer ist die Rettung in ungreifbare Ferne: eine schwere Belastungsprobe für ein Volk, und man wird sich wundern müssen, daß das französische Volk unter der Bürde des moralischen Druckes noch nicht zusammengebrochen ist. Ob die französischen Soldaten noch eine Stunde weiter kämpfen würden, wenn die englischen Bajonette nicht in ihrem Rücken und nicht die Angelsachsen die wahren Herren ihres Landes wären, muß dahin gestellt bleiben. Auf jeden Fall hat der Franzose ein lebhaftes Nationalgefühl, das ihm das Durchhalten sehr erleichtert und ihn selbst bei schweren Schicksalschlägen aufrecht hält. So verschiedenen Geistes die Franzosen untereinander sein mögen, so schöpft ihr Patriotismus doch durchwegs aus der Geschichte; die einen fangen bei Chlodwig und den Gesta Dei per Francos an, die anderen gehen nur bis auf 1789 zurück, als dessen Geisteserben sie sich bekennen.

Auf Grund der Betrachtung so ganz entgegengesetzt gerichteter Perioden ihrer Geschichte, gelangen sie wieder alle zu einem Gründergebnis, das ihrem Patriotismus eine gewisse gemeinsame Grundlage und Richtung gibt. Jeder Franzose ist nämlich nicht nur von den unvergleichlichen Vorzügen der französischen Nation überzeugt, sondern glaubt auch an ihre entschiedene Ueberlegenheit über alle anderen, an eine höhere Mission des französischen Volkes inmitten der ganzen Menschheit; für die einen ist es das auserwählte Volk Gottes des Neuen Bundes, dem ein Chlodwig, ein Karl der Große, das Sacre Coeur und Lourdes gegeben sind, für die anderen ist es der Geistesherold, bestimmt, die Grundsätze der französischen Revolution durch alle Länder und Völker zu tragen. So schwärmen beide Teile für Frankreich, setzen sich beide für Frankreich und für die Ausbreitung seines Einflusses ein, indem jeder dabei an das Frankreich, wie er es meint, denkt, und von einem Siege Frankreichs den Sieg seiner eigenen Ideen und Ideale erhofft. Es sind zwei sehr ungleiche Pferde, die am selben Wagen ziehen. Und so kommt es, daß der Patriotismus eines Teiles der Franzosen einen stark religiösen Einschlag zeigt, während beim anderen Teile geradezu der Haß gegen die Religion, entsprechend den revolutionären Prinzipien, ein Bestandteil seines Patriotismus ist.

Dann aber kehrt sich das Verhältnis auch um: die Religiosität des katholischen Franzosen ist mit Patriotismus, und zwar mit dem ihm eigentümlichen Patriotismus, reichlich gesättigt. In seinen religiösen Reden und Betrachtungen fließen, öfter als wir es für angebracht halten würden, patriotische Gedankengänge ein. Frankreich und den Franzosen wird auch vor Gott, in der göttlichen Heilsordnung, in der Kirche, vor allen anderen Völkern und Christen und gegenüber dem Papste eine ganz bevorzugte Sonderstellung zugewiesen, eine solche immer wieder als die größte Selbstverständlichkeit von der Welt vorausgesetzt und von Freund und Feind, von hoch und nieder, insbesondere vom Papste selbst deren Anerkennung und die Anerkennung der praktischen daraus gezogenen Folgerungen verlangt. Frankreich hat zwar keinen „allerchristlichsten König“ mehr, fühlt sich aber noch immer als die „älteste Tochter der Kirche“; nur wenn es muß, wird es den Anspruch auf das Protektorat aller Christen des Orients fahren lassen, wie auch die tatsächliche Bevorzugung französischer Katholiken bei allen Aufzügen und Feierlichkeiten im kirchlichen Rom erst mit dem letzten offiziellen Vertreter Frankreichs beim Heiligen Stuhle aus dem religiösen Bilde Roms verschwand. Aber das sind schließlich rein äußere Ehren und Vorzüge, heute inhaltlos, welche man dem französischen Volke als Erinnerung an einstige bessere Tage zum Troste ruhig lassen kann. Die „gallikanischen Freiheiten“, welche man, auf ähnliche Gedankengänge gestützt, im Widerspruche zu den unveräußerlichen Rechten des kirchlichen Primates, dem Papste abzutrohen suchte, ohne je

dafür die Billigung und Anerkennung des Papstes erlangen zu können, waren schon weniger harmlos; treue Kirchlichkeit, echt katholischer Geist war es nicht, der mitten im Kriege gewisse Katholiken in Frankreich, selbst Geistliche und Bischöfe, dem auf seiner Unparteilichkeit und Neutralität beharrenden Papste gegenüber, mit gallikanischen Ideen, und selbst mit einem Gegenpapst in Avignon oder mit einer französischen Nationalkirche drohen ließ. Es ist nicht von ungefähr, wenn die hochgehenden Wellen des chauvinistischen Katholizismus, der für Kirche und Nation Frankreichs eine Vorzugsstellung beansprucht, sich gerade am Güter der kirchlichen Einheit und der Gleichberechtigung aller Länder und Völker in den Augen der Kirche brechen mußten. Wo der französische Geist gegen die äußere Organisation der Kirche anstürmte, mußte er auch an dieser Organisation selbst eine handgreifliche Schranke finden.

Noch viel gefährlicher, aber weniger faßbar, erwies sich die religiöse Ueberhebung des Franzosentums, wo sie direkt in das Verhältnis des Menschen zu Gott eingriff. Was so vielen Aeußerungen in der Presse, auf der Kanzel und selbst in Hirtenbriefen schließlich zugrunde liegt, ist nichts Geringeres, als eine Scheidung der christlichen Völker in zwei Gruppen, in christliche Herdenvölker und das von Gott auserwählte Volk der Franzosen, diesen Liebling und Augapfel Gottes, den niemand angreifen, gegen den sich niemand zur Wehr setzen kann, ohne Gott selbst, der dieses Volk auserwählt und mit ihm seine Pläne hat, zu widerstreiten. „Liebt Jesus Christus Frankreich?“ heißt es da in einem Religionsbuch für Kinder, das in den beiden Diözesen Lille und Cambrai eingeführt war. Die Antwort lautet: „Ja, Jesus liebt Frankreich, und zwar liebt er es mit besonderer Vorliebe. Die Beweise dafür sind folgende: 1. Jesus hat immer unser Land beschützt, als es in großer Gefahr war (Chlodwig, Karl Martell) und er gab ihm die Größe und den Ruhm des Reiches Karls des Großen. Er gab den Franzosen den Mut, die Kreuzzüge zu unternehmen; er gab ihnen den heiligen Ludwig und Jeanne d'Arc, er hat Frankreich aus den Ruinen der Revolution gerettet. 2. Christus hat unser Land geschützt und es davor bewahrt, jemals ganz der Häresie zu verfallen. 3. Es war unser Land, das von Jesus Christus vor allen anderen ausgewählt wurde, um darin in eigener Person zu erscheinen und der Welt die Liebe des göttlichen Herzens zu offenbaren, und es ist unser Land, in dem er ein dem heiligsten Herzen gewidmetes Nationalmonument errichtet haben will. Endlich ist es Frankreich, wo die Mutter Gottes sich in zahlreichen Erscheinungen zeigte (Salette, Lourdes). Danken wir Gott dafür, daß er unser Vaterland so sehr geliebt hat; wir auch wollen ihn lieben als Franzosen und als Katholiken. Es lebe Jesus, der die Franken liebt! Herz Jesu, schütze Frankreich!“ Geistliche, Bischöfe und Kardinäle haben in ihren Reden und Hirtenbriefen Frankreich und die Religion so nahe zusammengestellt, daß die Feinde

Frankreichs notwendig als Empörer gegen Gott selber hingestellt werden und die Franzosen den Maffabäern gleich erscheinen, weil sie gegen die „deutsche Kultur“ kämpfen, die nach Bischof Turinaz von Nancy das gottloseste „Uebermenschentum“ ist, das nur die niedrigsten Leidenschaften kennt. Deutschland, so erklärt der „Rouvelliste de Bordeaux“, hat einen Vertrag mit der Hölle geschlossen, um mit unbeschreiblicher Kühnheit die Herrschaft des Bösen in der Welt aufzurichten. Dieses große religiöse Problem wird durch den jetzigen Weltkrieg entschieden. Deutschland ist der Vorkämpfer des Teufels. Frankreich der Streiter Gottes. Der Stern Frankreichs, der mit jedem Tage heller leuchtet, hat im allmächtigen Himmel einen Ehrenplatz. Der Krieg muß daher mit dem Siege Frankreichs enden. Selbst wenn dieser Sieg mit menschlichen Kräften kaum möglich erscheint, so wird Gott im rechten Augenblick eingreifen, und wenn er sich der Menschen bedient, so sind das die Franzosen in ganz besonderem Maße. In einem Aufruf zu einer nationalen Lourdes-Pilgerfahrt im September 1916 erinnern die französischen Bischöfe daran, daß auch Maria, indem sie Frankreich so oft mit ihrem Besuche beehrte, den Franzosen besondere Beweise ihrer mütterlichen Liebe gegeben, welche sie in diesen schweren Zeiten mit Hoffnung erfüllen müssen. Wie die französischen Katholiken zur Zeit des Kulturkampfes bestimmt erwarteten, Gott selber werde zum Schutze der Kirche eingreifen, und man ihnen vielfach riet, sich aller politischen Tätigkeit zu enthalten, weil das eine Art von Mißtrauen gegen Gott sei, daß Gott nicht helfen wolle, so forderte im Jänner 1916 der Abgeordnete Delafosse die Katholiken auf, zu beten, daß Gott Frankreich einen Mann schicke, der es vom Feinde befreie. Auch an der Front warteten viele Leute mit Naivität auf einen Erlöser, auf einen zweiten großen Napoleon. Andere sahen nach einer zweiten Jungfrau von Orleans aus, und richtig wurde von einem 20jährigen Bauernmädchen erzählt, Claire Ferchaud, daß ihr in der Nähe des Bauernhofes beim Gebet in einer kleinen Kapelle die Mutter Gottes erschienen sei. Trotz des Widerstrebens des Klerus folgten Wallfahrten aus der ganzen Vendee zu der Bauernfarm Reinfilliers, bis Kardinal Amette das Mädchen in einem Pariser Frauenkloster unterbringen ließ.

Es tut uns wirklich leid, in diesem Zusammenhange auch den gelegentlich der Familienweihe an das göttliche Herz genannten P. Matheo Crawley Murga nennen zu müssen, der auf seinen Reisen durch Südamerika, Italien, Spanien und Frankreich mit seiner Tätigkeit für die Ausbreitung der Familienweihe auch eine politische Propaganda zugunsten Frankreichs verband. In einer Zuschrift des P. Matheo an die „Croix“ heißt es, nach einer begeisterten Lobrede auf den französischen Katholizismus und seine Bedeutung für die Kirche: „Ein Land, das solche Schätze, solche Sammelquellen an Energie und Leben besitzt, kann und darf nicht zugrunde gehen,

denn es schuldet sich der Kirche und der christlichen Gesellschaft. Darum können wir anderen Katholiken nicht die Schwächung und noch weniger den Untergang Frankreichs wünschen . . . Möge das Herz Jesu die vorherbestimmte Nation retten, die er auserwählt hat als Vertraute seiner Absichten der Liebe und des Sieges. Um in diesem feierlichen Augenblick mitzuwirken zum Triumph Frankreichs auf eine ebenso praktische wie wirksame Weise, bemühe ich mich durch mein Apostolat, diese Verheißungen, die sichere Hoffnung des Heiles, im Bewußtsein zu erhalten."

Man würde nun fehlgehen, wenn man das Gesagte verallgemeinern wollte. Gewiß gibt es auch in Frankreich noch Katholiken genug, welche sich von diesen Wahnideen, denn anders kann man den ganzen Gedankenkreis kaum nennen, ferne halten. Bei einer Versammlung im französischen Seminar von Rom ergriff nach dem bekannten französischen Romanschriftsteller Rene Bazin der gefeierte ehemalige Dogmatikprofessor an der Gregoriana, Cardinal Villot, das Wort und führte aus: Er glaube auf eine doppelte Gefahr aufmerksam machen zu müssen, welche die kriegerische Begeisterung, indem sie sich in religiöse Formen kleidet, mit sich bringen könne und vielleicht schon gebracht habe. Die erste dieser Gefahren sei die Vergötterung des Vaterlandes oder der Nation, indem letztere Gegenstand eines religiösen oder sogar des religiösen Kultes wird. Die Liebe zum Vaterlande sei zwar eine ebenso erhabene wie schöne Pflicht des Christen, aber göttliche Ehren dürfen hiefür nicht beansprucht werden. Gerade der Mißbrauch mit dem Titel „Märtyrer“, der den fürs Vaterland Gefallenen beigelegt werde, beweise, daß diese Gefahr von vielen Katholiken nicht genügend vermieden wird. Die zweite Gefahr sei die Heranziehung des Priesters zum Kampfe mit der Waffe, was die Franzosen kurz und plastisch „le curé sac-au-dos“ (etwa Tornisterpfarrer) nennen. Nur allzu viele katholische Kreise, selbst im Klerus, denen sich die Presse als williges Sprachrohr hergibt, meinen sich darüber mit der Bemerkung trösten zu können, die Freimaurer hätten sich, als sie dieses Gesetz schmiedeten, nicht genügend Rechenschaft gegeben von all dem Guten, das die Gegenwart des Priesters mitten unter seinen Waffengefährten stiften kann. Gewiß stiftet seine Gegenwart Gutes, aber dieses Gute folgt nur als Nebenerscheinung des Phänomens, das der Priester im Waffenrock und mit den Mordwaffen darstellt. Aber die leicht zufriedenen Lobredner dieses Phänomens übersehen die Uebelstände und schädlichen Folgen, die als wesentliche Wirkung in seinem Gefolge auftreten und auf die es gerade die Kirchenfeinde abgesehen hatten und denen gegenüber sie leicht die guten Nebenerscheinungen mit in den Kauf nehmen konnten. Diese Folgen lassen sich aber alle mit dem Ausdruck Desorganisation des kirchlichen Lebens zusammenfassen, die dadurch herbeigeführt wird, daß zahllose Priester und Ordensleute aus ihrer Tätigkeit und den gewohnten Lebensbedin-

gungen heraus und in ganz neue Verhältnisse hineingerissen werden, mit all den Schäden einerseits für die geordnete Seelsorge, anderseits für den priesterlichen Geist. Es sei daher Pflicht der Katholiken, stets und laut gegen dieses sektiererische Gesetz zu protestieren. Die Katholiken täten übrigens gut daran, die Gefahren für die Religion, die aus dem Kriege erwachsen, klar ins Auge zu fassen. Diese Worte des Kardinals machten im zahlreichen Publikum nicht geringen Eindruck.

Auch bei einer anderen Gelegenheit erhob derselbe Kardinal mutig seine warnende Stimme. Diesmal galt seine Warnung einer national-kirchlich überspannten Gruppe von Katholiken, welche das heiligste Herz zum Symbol Frankreichs zu machen und dadurch gleichsam für Frankreich allein in Anspruch zu nehmen suchten. Während des Krieges hatte eine Anzahl französischer Katholiken eine Bewegung hervorgerufen, welche dahin geht, das Bild des heiligsten Herzens Jesu auf der französischen Nationalfahne anzubringen. Sie stützten sich dabei auf die angeblichen Offenbarungen der oben erwähnten Claire Ferchaud, welche, unter Berufung auf die selige Margareta Maria Alacoque, geweissagt haben soll, daß Frankreich nur dann siegen könne, wenn es das Bild des Herzens Jesu auf der französischen Fahne anbringe. Der Sinn ist klar: Was einst die Kreuzesfahne der Jungfrau von Orleans vermochte, das möchte man heute von der Herz-Jesu-Fahne erhoffen. Die französischen Bischöfe weigerten sich jedoch, auf die Weisung des Papstes, von vornherein, diese Bewegung zu unterstützen, sie verurteilten dieselbe vielmehr ausdrücklich. Nichtsdestoweniger wurden Generäle und selbst Poincaré mit Briefen bestürmt, in denen ihnen dargelegt wurde, alles sei umsonst, wenn sie die dargelegte Bedingung nicht erfüllten. Nach neueren Nachrichten vom westlichen Kriegsschauplatz sind dort tatsächlich französische Fahnen mit dem Bilde des göttlichen Herzens aufgetaucht. Der bekannte Mitarbeiter des „Figaro“, Julien de Narfon, wandte sich nun an Kardinal Billot, der ihm brieflich folgende Antwort erteilte: „Sie fragen mich um meine Meinung, über die angeblichen Versprechungen, nach denen die materielle Größe Frankreichs der Lohn der buchstäblichen Erfüllung des von der seligen Margareta Maria ausgedrückten Wunsches wäre, daß das Bild des heiligsten Herzens Jesu offiziell auf die Waffen geprägt, auf die Fahnen gemalt würde u. s. w. Vor allem eine Vorfrage: Die Offenbarungen der seligen Margareta Maria in Bezug auf Frankreich oder vielmehr auf Ludwig XIV., kommen sie wirklich von Gott? Man hat Grund, daran zu zweifeln, wenn man einerseits den Stolz Ludwigs XIV. bedenkt, seinen unersättlichen Ehrgeiz, seine Eroberungskriege, seine so hochmütige und anmaßende Haltung gegen die Kirche u. s. w., und auf der anderen Seite Redewendungen wie diese: „Tue dem ältesten Sohne meines heiligsten Herzens zu wissen, daß mein Herz in seinem Palast regieren,

auf seinen Fahnen gemalt sein will, um sie siegreich über seine Feinde zu machen, diese stolzen und hochmütigen Häupter niederzuwerfen und ihn über alle Feinde der Kirche triumphieren zu lassen.' Könnte man nicht glauben, es sei die Rede von einem Karl dem Großen oder heiligen Ludwig und die Feinde des großen Königs seien auch die Feinde der Kirche gewesen? Und ist nicht etwas sehr Seltsames in dieser Vorstellung des heiligsten Herzens, das die stolzen und hochmütigen Häupter vor einem noch stolzeren und hochmütigeren niederwirft?" Nachdem er dann hervorgehoben, daß die Kirche niemals eine Gewähr für den göttlichen Ursprung der Offenbarungen heiliger Bekenner übernimmt, fährt er fort: „Unter den Forderungen, welche die Botschaft enthielt, ist es besonders jene eine, die Sie ausdrücklich anführen, die bei weitem all das übersteigt, was man sich auch nur träumen lassen dürfte. Denn hiezu wäre eine so radikale Aenderung in den Verhältnissen und in der allgemeinen Lage der französischen Gesellschaft nötig, wie man sie sich gar nicht denken kann. Ich weiß, daß bei Gott nichts unmöglich ist, aber für den Augenblick sind wir nicht in der Lage, abzuwägen, was Gott in seiner absoluten Machtvollkommenheit kann. Wir müssen bedenken, daß es eine gewisse Oekonomie der Vorsehung zur Zeit gibt, aus der Gott, soweit wir nach der Geschichte beurteilen können, nicht heraus zu treten beabsichtigt, und daß das zugunsten einer nationalen Fahne im 20. Jahrhundert, die in ihren Falten das Bild des heiligsten Herzens trägt, verlangte Wunder, oder, um es anders auszudrücken, das Wunder eines besonders auf dem Gebiete der religiösen Frage so tief zerklüfteten Landes, wie das unsere, das vom Liberalismus zerfressen, von der revolutionären Idee verwundet ist, ein Land, das in seiner Gesamtheit eine derartige Allianz von Politik und Religion annimmt, in dem, was man am Innersten und Zartesten hat; nein, ich sage es noch einmal, ein solches Wunder hätte keine Analogie in der Weltgeschichte, seit es Wunder gibt, seit es Menschen gibt, die der göttlichen Weltregierung unterworfen sind.

... Ich füge bei, daß die Idee einer Nationalfahne mit dem Bilde des Sacré Coeur nicht einmal nur an und für sich genommen annehmbar erscheint, aus dem guten Grund, weil die Nationalfahne nicht nur eine Friedensfahne, sondern auch eine Kriegsfahne ist. Und warum sollten die Deutschen sich nicht für ebenso berechtigt halten, auf ihre Fahnen das zu setzen, was wir darauf setzen? Und dieses anbetungswürdige Herz, in dem sich alle Menschen in gemeinsamer inniger Liebe zusammenfinden müssen, sollte die Franzosen zum Abschachten der Deutschen und die Deutschen zum Abschachten der Franzosen führen, ziemt sich das?

Sagen wir noch ein Wort von den Verheißungen. Ich habe einen Warnungsruf ergehen lassen vor dieser neuen Form von Willenarismus, an dessen Ende uns diese Verheißungen des Triumphs über unsere Feinde und über die der heiligen Kirche stellen, diese

Macht zu unseren Füßen, die stolzen und hochmütigen Häupter unserer Feinde, zu sehen, diese überreichen Segnungen für alle Unternehmungen u. s. w. u. s. w. So was scheinen uns wahrhaftig die Lehren der Vergangenheit nicht zu versprechen. Das war es nicht, was das heiligste Herz einem Ludwig XVI., einem Garcia Moreno u. s. w. bestimmte. Und endlich sind wir doch nicht die Juden des Alten Bundes! Chimären! Chimären! die das große Unrecht haben, hinsichtlich einer bewundernswerten Andachtsübung, die ganz auf Erlangung übernatürlicher Tugenden et vitam venturi Saeculi abzielt, irrezuführen.“

2. Für und gegen Förster. Der Einfluß Försters auf weite katholische Kreise ist so bedeutend, daß es von der allergrößten Wichtigkeit ist, daß über die Natur dieses Einflusses volle Klarheit geschaffen werde. Ist er vom Guten, so wäre eine Unterbindung dieses Einflusses bedauerlich, ist er vom Bösen, so bedeutete Förster für uns eine große Gefahr. Alle berechtigten Sympathien, die der hervorragende Gelehrte und unermüdliche Verfechter einer ernsteren Welt- und Lebensauffassung sich mit Recht in weiten Kreisen erworben, und alle Gerechtigkeit, die man seiner Person und seinem Wirken in der modernen Heidenwelt schuldig ist, dürften uns alsdann nicht über diese Tatsache hinwegtäuschen. Die Lage ist bis heute noch nicht geklärt. Domdekan Dr Franz Xaver Kiefl hat in einer Broschüre Försters philosophisches System scharf angegriffen; von anderer Seite sind Förster wieder ausgesprochene Verteidiger erstanden. Er selbst beabsichtigt seine Anschauungen über Religion in einem eigenen Werke darzulegen, das hoffentlich volle Klarheit bringen wird. Insbesondere wird man gespannt sein, ob Förster sich darin zur Anerkennung der Tatsache einer übernatürlichen Offenbarung der Gottheit Christi und zu einem klaren Begriffe des Uebernatürlichen im christlichen Sinne, im Gegensatz zu einer rein naturphilosophischen Religiosität durchgerungen hat. Die bloße Beziehung des menschlichen Lebens auf Gott ist auch auf rein natürlicher, philosophischer Grundlage möglich, da ja Gott dem Menschen auch mit der bloßen Vernunft erkennbar ist; religiös in diesem Sinne ist noch lange nicht übernatürlich im christlichen Sinne. Noch jüngst (14. September) hat Dr Gscheidlinger in der „Reichspost“ die entschiedene Behauptung aufgestellt, daß Förster die Tatsache einer übernatürlichen Offenbarung nicht anerkenne, womit natürlich für ihn auch die Gottheit Christi fallen würde. So würde auch die Tatsache, daß Förster im Verlaufe seiner Wiener Vorlesungen niemals Miene machte, irgend etwas propter auctoritatem Dei dicentis anzunehmen, seine einfachste Erklärung finden. Nach einer anderen Mitteilung hätte sich jedoch Förster in einem Vortrage an die radikale Wiener Studentenschaft offen zum Glauben an die Gottheit Christi bekannt, was natürlich die Anerkennung der übernatürlichen Offenbarung zur Voraussetzung hätte. Die vaterländische Frage, um die

bis vor kurzem der Streit fast ausschließlich tobte, scheidet als solche für uns zunächst aus. In wiederholten temperamentvollen Ausführungen in der „Augsburger Postzeitung“ hat Graf Pestalozza Förster als den Stifter der eigentlichen christlichen Grundideen der Politik gefeiert. In der bayerischen Kammer jedoch haben nicht nur der liberale Abgeordnete Professor Dr. Günther, sondern auch der Zentrumsabgeordnete Professor Dr. Wohlgemut, Kultusminister v. Znilling und selbst der edle, großzügig denkende Freiherr von Kramer-Klett gegen Förster in dieser Beziehung scharf Stellung genommen. Soweit es sich bei dieser Frage um die Herausstellung der wahren christlichen Grundsätze für das Verhalten im öffentlichen Leben handelt, kann Förster uns keine entscheidende Autorität sein, um so weniger, da er zuweilen mit pseudopazifistischen Gedankengängen unverkennbare Verwandtschaft aufweist. Gerade die tiefere Auffassung des Christentums und damit die Gewinnung und lebendige Erfassung der wahren christlichen Grundsätze für das Staats- und Gesellschaftsleben steht ja bei Förster in Frage. Wenn auch solche, welche dem Streben Försters nach Folgerichtigkeit im ganzen Denken und Leben rückhaltlose Anerkennung zollen und dem Pädagogen Förster folgen, ohne sich seine staatsbürgerlichen Auffassungen zu eigen zu machen, ihm auch hierin das Recht der eigenen Auffassung gewahrt wissen wollen, so ist damit diese eigene Auffassung Försters noch nicht als richtig erwiesen, sein praktisches Vorgehen wird dadurch noch nicht objektiv einwandfrei und vor allem steht damit noch lange nicht fest, ob nicht gerade eine andere Auffassung des staatsbürgerlichen Lebens der Gesamtlehre des Christentums in vollerm Maße gerecht wird. So vieles auch in den betreffenden Äußerungen Försters echt christliche Lebensweisheit sein mag, so geht man doch entschieden zu weit, wenn man nun geradezu in ihm den einzigen führenden Vertreter der wahren christlichen Auffassung des Völkerzusammenlebens sieht.

Der Verständigungsfriede und der große Gedanke einer Völker-
versöhnung und einer menschen- und christenwürdigen Ordnung
der zukünftigen Beziehungen der Völker untereinander ist ohne
Frage hohe christliche Weisheit und niemand kann auf den Namen
eines Christen Anspruch machen, der ihm nicht vom Herzen beistimmt.
Daß man diesen Gedanken auch aussprechen, daß man ihn predigen,
daß man ihm vor allem im Herzen der Menschen eine Heimstätte
bereiten muß, unterliegt keinem Zweifel. Aber sicher ist auch: es
handelt sich um ein Ideal, das niemals vollkommen zu erreichen ist.
In welchem Maße es erreicht werden kann, hängt sicher zum großen
Teil auch von dem Grade ab, indem es gelingt, diesen hohen Ge-
danken zum Gemeingut der Menschheit im allgemeinen und der
einzelnen Völker und namentlich der ihre Geschicke bestimmenden
Führer insbesondere zu machen. Je mehr das eigene Volk von diesem
hohen Ideale durchdrungen ist, desto williger wird es ihm Opfer

bringen, desto leichter wird es sein, einen der ganzen Menschheit frommenden Frieden diesem Volke annehmbar zu machen. Die geringe Zahl der Unverbesserlichen wird dann durch die große Mehrheit, die diesem Ideale sich zuneigt, leicht in Schranken gehalten.

Der Friede wird aber hoffentlich nicht erst im Jenseits, nicht erst am jüngsten Tage kommen; wir alle erwarten ihn in der Zeit, und zwar in einem möglichst nahen Zeitpunkt. Es wird also alles darauf ankommen, wie weit in diesem Zeitpunkte die friedenschließenden Parteien und Männer auf dem ersehnten Standpunkt stehen und für den angestrebten Idealfrieden reif sind. Die Dinge ändern sich aber nicht von heute auf morgen und ein vollkommener Wechsel in den jetzigen Anschauungen und Gesinnungen der Menschen würde ein Wunder sein, das zu erwarten wir keinen Grund haben. So bleibt uns also nichts anders übrig, als Menschen und Dinge zu nehmen, wie sie heute sind, mit den heute gegebenen Verhältnissen und mit den heutigen Gesinnungen der Staatslenker und der Völker zu rechnen. In seiner vollkommenen Gestalt wäre der Idealfriede nur dann denkbar, wenn vorher eine allgemeine Abrüstung der persönlichen und nationalen Leidenschaften, ein klarer und ehrlicher Verzicht auf alle Raubpläne, auf alle maßlosen und übertriebenen Forderungen, auf alle egoistischen Aspirationen, auf jedes Bauen auf bloße Gewalt und Macht und auf alle heuchlerischen Humanitätsphrasen und das unzweifelhaft aufrichtige Bekenntnis zur Heiligkeit und zur Macht des Rechtes vorausgegangen wäre. Ist das alles nicht der Fall, so muß jeder Staatsmann, selbst wenn er der größte Heilige wäre, mit diesen gegebenen Verhältnissen rechnen, die Gegner zu nehmen, wie sie in Wirklichkeit sind, sich nicht auf einen eben nicht vorhandenen guten Willen allein verlassen, sondern einen solchen Frieden anstreben, der auch einem nicht eben idealen Gegner gegenüber die zukünftige Ruhe und Sicherheit des eigenen Volkes und eine ungehemmte friedliche Entwicklung in der Zukunft verbürgt. Die verdorbene Menschennatur hat sich auch heute noch nicht geändert. Menschlicher Irrtum und menschliche Leidenschaft werden auch in Zukunft fortfahren, das Zusammenleben der Menschen und der Völker zu vergiften. Nicht nur vom Macht- oder Nützlichkeitsstandpunkte aus, auch vom Standpunkte eines ersehnten Idealzustandes aus gibt es eine Frage des Erreichbaren. Das heilige Gesetz des christlichen Gewissens, das dem Staatsmann leuchte sein muß, um den tatsächlich vorhandenen besseren Gesinnungen der feindlichen Völker und Staatsmänner Rechnung zu tragen und alle Ansätze zu einer christenwürdigeren Gesellschaftsordnung der Zukunft verständnisvoll zu fördern und zu stützen, dasselbe Gesetz legt ihnen, als den berufenen Vertretern und Führern des Volkes, dem eigenen Volke gegenüber die Verpflichtung auf, keinen Verträgen zuzustimmen, welche das eigene Volk, sein Dasein, seine Sicherheit, seine berechnigte Freiheit und Entwicklung im Rahmen der Völker-

familie von den Launen und Leidenschaften anderer abhängig machen würde. Soviel über Försterschen Pazifismus.

Bezüglich der Erziehungsgrundsätze Försters schrieb vor zwei Jahren ein katholischer Pfarrer in der „Kölnischen Volkszeitung“: Vielen ehemals begeisterten Anhängern von Förster ist es ergangen wie dem Schreiber dieses; sie haben jahrelang die Lehren Försters über Erziehung im allgemeinen, staatsbürgerliche Erziehung und soziale Schulung treu befolgt, in ihrer erzieherischen Tätigkeit, in der politischen Agitation, bei der Leitung staatsbürgerlicher Kurse und in der Jugendfürsorge erprobt und sind schließlich zur Einsicht gekommen, daß die ganze Auffassung Försters einen starken Stich ins Weltfremde hat. Freilich wird Förster nicht müde, den Vertretern anderer pädagogischer und politischer Richtungen immer wieder entgegenzuhalten, sie seien „weltfremde Intellektualisten“, sie rechnen nicht mit den „sozialen und psychologischen Tatsachen“; aber er selbst bewegt sich vielfach in Voraussetzungen, die bisher nicht verwirklicht wurden und niemals verwirklicht werden können. Seine Stellungnahme gegen die „veralteten Methoden des Zwanges“ in der Schule, im wirtschaftlichen, parteipolitischen und kirchlichen Leben ist zwar sehr edel gedacht und oft blendend begründet, aber mit all dem läßt sich nicht die Tatsache aus der Welt schaffen, daß der Pädagoge ohne Zuchtmittel nicht auskommen kann, wenn er seinen Zweck ganz und voll erreichen will, daß ebenso Arbeitgeber und Arbeitnehmer, kirchliche und staatliche Behörden ohne Zwangsmittel und Repressalien ihre Aufgabe nicht zu lösen vermögen. Förster behauptet zwar, dies alles sei das Ergebnis unserer unvollkommenen Zustände und würde mit der allgemeinen „Berinnerlichung und Vertiefung“ der sozialen Auffassung u. s. w. von selbst verschwinden. Er muß, um diese Fiktion aufrechtzuerhalten, dem Teil, der den Zwang ausübt, einseitig die „Schuld“ aufbürden, etwa dem Pädagogen, der gelegentlich einmal zur ultima ratio der körperlichen Züchtigungen greifen muß. Bezeichnend ist auch, was er seinerzeit in seinem Buche „Autorität und Freiheit“ (S. 164) geschrieben hat: „Der Modernismus wäre gar nicht gekommen, wenn die Kirche in der neuesten Zeit gewisse Bedürfnisse der anima christiana nicht zu sehr vernachlässigt hätte.“ Wo Förster nicht zugunsten seines Schemas in solch einseitiger Weise die Autorität für den schuldigen Teil erklärt, bewegt er sich in einer Antithetik, die meisterhaft vorgetragen ist, mit der aber in der „einseitigen“ Praxis nicht viel anzufangen ist. Es ist ja sehr schön und entspricht ganz dem demokratischen Gleichheitsprinzip, wenn man bei allen Konflikten parteipolitischer, kirchlicher und internationaler Art sagt: alle haben gleich recht und gleich unrecht und deshalb muß ein jeder den Gegner achten und die falsche Selbstgerechtigkeit zurückdrängen; aber als Ausgangspunkt fürs praktische Handeln sind solche Erwägungen völlig unzureichend und in vielen Fällen auch ganz un-

zutreffend. Wie weit Förster dabei das Augenmaß für die Wirklichkeit verliert, möge folgender Satz aus „Autorität und Freiheit“ beweisen (S. 140): „So ist es z. B. unbestreitbar, daß das kirchliche Leben . . . außerordentlich viel von der politischen Reife des englischen Volkes lernen könnte. Diese Reife besteht darin, daß eine Gruppe ernst überzeugter Männer nicht bloß sagt: ‚Wir sind da‘, sondern in der Art ihres Auftretens anerkennt, daß ‚andere auch da sind‘.“ Nach weiterem Eingehen auf die politische Stellung Försters heißt es von seinem gesamten Vorgehen: „Daß Försters abweichende Ansichten die treue Konsequenz seiner Grundsätze sind, entlastet ihn selbst, mahnt uns aber, seinem ganzen System gegenüber kritischer zu werden.“

Mit Recht sucht Förster in seiner erziehenden Tätigkeit immer an das Bessere im Menschen anzuknüpfen. Man steht jedoch unter dem Eindruck, daß es Förster praktisch noch nicht vollständig gelungen ist, sich von dem Rousseauschen Überglauben von der absoluten Gutheit der Menschennatur freizumachen. Diese ist und bleibt nun aber einmal eine gefährliche Utopie, die namentlich in sozialdemokratischen Köpfen heute ihr Unwesen treibt. Ob Försters unklare, schiefe, unfertige Auffassung von der Erbsünde, die seine Freunde zugeben, nicht eine der Hauptquellen ist, aus denen manche befremdende Aufstellungen und Behauptungen Försters, namentlich auch auf vaterländischem Boden fließt? Wenn die Darstellung Gscheidlingers in der „Reichspost“ (14. September d. J.) zutrifft, dürfte Förster in seiner Sitten- und Erziehungslehre selbst die Eierschalen des Kantischen Autonomismus noch nicht ganz abgestreift haben.

Einem Haupteinwand gegen die Art Försters, die darin besteht, daß er die christlichen Wahrheiten nur nach Maßgabe ihres erzieherischen Einflusses zur Geltung kommen läßt und zu werten scheint, hat man entgegengehalten, Förster wolle eben aus den allgemeinen, erfahrungsmäßigen Bedürfnissen unserer Zeit argumentieren, weil er sich an Kreise wendet, die erst auf diesem Umwege wieder für christliches Denken zu gewinnen sind. Man versteht diesen Standpunkt um so leichter, wenn man sich erinnert, daß eben Förster selbst auf diesem Wege aus dem Lager der ethischen Kultur auf die positive Seite herübergekommen ist; wie weit, ist eine andere Frage. Auch so können Lehrer und Erzieher ohne Zweifel von ihm vieles lernen. Eine Gefahr ist jedoch mit dieser Methode verbunden und es schadet nichts, einmal nachdrücklich darauf aufmerksam zu machen: Während der Theologe instinktiv die rein natürliche Ethik Försters immer durch die so wesentlichen übernatürlichen Momente ergänzt, gewöhnen sich erfahrungsgemäß theologisch nicht gebildete Kreise, die fleißig Förster studieren, leicht dermaßen an eine rein psychologische, erfahrungsgemäße Behandlung der erzieherischen, ja auch der sittlichen und religiösen Fragen, daß sie für das *Credere propter auctoritatem Dei revelantis et Ecclesiae proponentis* alles prak-

tische Verständnis verlieren. Da wirkt der Standpunkt Försters wie ein rein rationalistischer Standpunkt.

3. Wölfe im Schafstall. Der erste ist Dr. Johannes Müller aus München, der in der Wiener Urania sprach, dessen Bücher auch bei uns sehr stark verbreitet werden, der sich in der „Reichspost“ zu zeitgemäßen Vorträgen in Städten Oesterreichs anbot und dabei unter dem Schlagwort der „Persönlichkeitskultur“ einen pantheistisch verbrämten Atheismus vertritt. Dieser Mann, der in feinberechneter wirksamer Weise Glaube, Christentum und Kirche als mit der tiefsten Anlage und den berechtigten Bestrebungen der menschlichen Natur nicht vereinbar auf die Seite zu schieben sucht, kann uns Katholiken wahrhaftig kein Führer sein. Schon 1901 sprach Müller in Köln und man war geneigt, ihn wenigstens ernst zu nehmen. 1904 sprach er wiederum in Köln; seine Aufstellungen über ursprüngliches Christentum waren höchst willkürlich, seine Beweisführungen sprunghaft, man konnte ihn nicht mehr als wissenschaftlich ernstesten Arbeiter betrachten. Neuestens hat er sich über die Bergpredigt gemacht, aber nur um den Worten des Heilandes seine eigenen Gedanken unterzuschieben. Unter Zugrundelegung einer ausführlichen Besprechung dieses letzten Werkes Müllers durch E. Fuchs in der „Frankfurter Zeitung“ dürften als die eigentlichen, von allen verdunkelnden Hüllen entblößten Gedanken Müllers etwa die folgenden anzusehen sein.

Wie eine der ersten und tiefsten Triebfedern in der Psychologie Luthers die unüberwindliche Abneigung gegen jede, durch irgend eine von außen an ihn herantretende Norm zu regelnde Tätigkeit war, ganz so erklärt Müller allem den Krieg, was an den Menschen mit dem Anspruche, Richtung gebend zu sein, von außen herantritt, mag es sich nun um Glauben, Religion, Christentum und Kirche, oder um sittliche Vorschriften oder bestimmte religiöse Betätigungen handeln. Es ist ein ganz ungesunder Subjektivismus, das untrügliche Zeichen einer sittlichen Kraftlosigkeit, welche sich nicht zu der elementaren Einsicht und zu dem grundlegenden Willensentschlusse erheben kann, jeder berechtigten und vernünftigen Regel des eigenen Tuns und Lassens sich freiwillig zu unterwerfen. Ist das Bemühen Müllers, soweit er den Menschen nur von allen unberechtigten Einflüssen innerlich frei zu machen sucht, nicht zu tadeln, so ist seine geradezu hysterisch anmutende Ablehnung jeder von außen an uns herantretenden Norm unseres Handelns wider alle Vernunft. Der Ausgangspunkt einer zweiten Gedankenreihe Müllers dürfte in der Tatsache zu suchen sein, daß, ähnlich wie die Sakramente ex opere operato, unabhängig vom Spender und immer in der gleichen Weise wirken, so die Zeugungskraft und weiter überhaupt die Lebenskraft in ihrer Art eine eigengesetzliche, von den zufälligen Eigenschaften des Menschen und seinem augenblicklichen Wollen nicht bedingte Quelle des Seins und Lebens ist; kränkliche, schwache und wenig talentierte Eltern bringen bekanntlich zuweilen recht gesunde,

starke und talentierte Kinder zur Welt und in Krankheitsfällen ist oft die eigene Natur der beste Arzt. So kommt der Lebenskraft bis zu einem gewissen Grade die Eigengesetzlichkeit, das sich selbst genügen, eine Art Autarkie zu. Hat man sich in den Finger geschnitten, so lasse man ruhig die Natur ihres Amtes walten: sie heilt selbst den Finger kunstgerecht zu. Kommt jemand in eine schwierige Lage, aus der kein rechter Ausweg erscheint, so ist es oft das Beste, den Pudel ins Wasser zu werfen: er wird ganz von selbst schwimmen und das Ufer wieder erreichen. Auf die Kraft, die Erfindungsgabe, die allseitige Tüchtigkeit der Natur zu jeglicher Leistung kann und soll man vertrauen. Soweit ließe sich gegen den zweiten Grundgedanken Müllers nichts einwenden. Aber mag die Natur auch vieles können, alles kann sie deswegen nicht; mag die Natur auch ein wunderbar wirkungsreiches Wesen sein, alles trifft sie nicht, in manchem versagt sie, manch eine Probe besteht sie nicht; die absolute Güte, Vollkommenheit und das absolute Selbstgenügen der menschlichen Natur im Sinne Rousseaus wird alle Tage durch die Erfahrung widerlegt. Nach Müllers Auffassung müßte nun die Aufgabe des Menschen darin bestehen, alles von sich ferne zu halten, was die ganz spontane Entwicklung und Entfaltung der eigenen Natur irgendwie durchkreuzen könnte, sich dagegen restlos den der Natur selbst entsteigenden Antrieben hinzugeben und zu folgen. Er sieht darin gleichsam das Flüssigmachen der Natur in uns, das Lebendigwerdenlassen des Menschentums in uns, das wahre Leben und, da das Leben immer individuell ist, das lebendige Sein des Ich. Wenn wir aber in dieser Weise unser wahres Ich leben und erleben, so erleben wir damit zugleich Gott; ja, das, was diesem Erleben unserer selbst seine eigentliche Tiefe und Stärke gibt, ist, daß es eben zugleich Erleben Gottes ist (ein sich selbst als göttliches Wesen fühlen, oder nur ein Erfassen des mit uns vereinigten Gottes, beziehungsweise Gottes, mit dem wir vereinigt sind? Hier liegt die Zweideutigkeit). Diese Tiefe und Stärke kommt nämlich von der ungemischten Reinheit dieses Erlebens, indem es das Bewußtsein und die Ueberzeugung von einem von jedem äußeren Eindrucke oder inneren Zwange freien, einzig aus dem inneren Drange der Lebenskraft als solcher hervorgehenden Lebens und Erlebens ist, die man sich frei entfalten läßt. Damit tritt uns aber in unserem eigenen Inneren, ja als unser ureigenstes Inneres selbst, als unser wahrstes und lebendigstes Ich ein durch uns nicht bewirktes, unserem Bemühen vorausgehendes, an Kräften wunderbar reiches und seiner eigenen Wege unfehlbar sicheres Menschentum entgegen. Dieses, von unserer eigenen Kurpfuscherei gleichsam ganz unberührte Menschenwesen, übt auf uns, während wir es erfassen und es leben, jenen bezaubernden Einfluß aus, der nur der wahren Natur in ihrer Ursprünglichkeit eigen ist und der niemals ausgeht von den Götzen unserer eigenen Hand. Nach einer Aeußerung Müllers wäre nun

das Erleben Gottes in unserem Eingenommensein für das so ursprünglich, so „schöpferhaft“ in uns wirkende und sich entfaltende Menschentum insofern gegeben, als es sich gerade durch diese Eigenschaften als Werk, als beständiges Produkt eines Höheren eben Gottes lebhaft zu erkennen gibt. So aufgefäßt und von allen nicht notwendig damit gegebenen Voraussetzungen und Folgerungen gereinigt, liegt dem Gedanken ein Körnchen Wahrheit zugrunde, es ist eine mögliche und berechtigte Art religiöser Betrachtung, die freilich der Ergänzung durch andere bedarf. Allein zahlreiche Äußerungen Müllers lassen erkennen, daß er den Gedanken in seiner unanfechtbaren Reinheit nicht festhält, daß an die Stelle dieser theistischen Fassung immer wieder die pantheistische Auffassung der Religiosität tritt. Nach ihm war Christus nur ein solch wirklich origineller Charakter im guten Sinne, der in derselben Richtung ansteckend auf andere wirken wollte und wirkte. Ein „Christentum“ wollte Christus nicht, nur wahres, ursprüngliches Menschentum und höchstens noch eine Gemeinschaft, die nichts will als solches Menschentum in den Menschen lebendig machen und pflegen (der bekannte freimaurerische „Ersatz“ der Religion durch „Humanität“! Müllers Freund Horneffer hat hier den Vorzug, offener zu sein). „Frömmigkeit“ als solche hat keine Daseinsberechtigung, nur Menschentum gibt's, jene reiche, schöpferische, innere Kraft in uns. Sie muß lebendig werden, wie sie in Jesus lebendig war und in andere hinüberwirkte. Der, in dem sie lebendig ist, erlebt dadurch Gott, nimmt dadurch das Leben des Allschaffenden in sich auf, erlebt die Menschwerdung Gottes in sich selbst (vergleich: aus Christen wieder Menschen machen!), erlebt in sich die neue Geburt wahren, selbstlosen und darum selbstschöpferischen geistigen Seins. Alle wahre Entfaltung des Menschenseins ist ein Zusammenklingen mit dem Göttlichen, aller Schöpferkraft Quelle das Göttliche. Wo schöpferische Kraft sich entfaltet, da tritt das Göttliche hervor und wird dem Menschen Lebensinhalt und Kraft. Diese Schöpferkraft, das heißt also diese Initiative, diese Originalität, diesen inneren Schaffensdrang im deutschen Volke zu wecken und damit die hier von ihm beschriebene pantheistische „Religiosität“ zu verkünden, das ist das eigentliche Ziel Müllers, wie es das der anderen alldeutschen ungläubigen Propheten ist. In katholische Familien gehören die im übrigen sehr gewandt und einschmeichelnd geschriebenen Bücher Müllers nicht hinein; noch weniger geht es an, daß Katholiken Herrn Müller bei seinen Vorträgen das Publikum stellen oder gar für ihn mündlich oder schriftlich Propaganda machen.

Der zweite, der nicht in katholische Kreise hineingehört, ist F. Schrönghamer-Heimdal. Er hat manches geschrieben, was tadellos und sehr ansprechend ist. Aber wir können dem Mann nicht trauen. Viel krauses Zeug hat er in seinem Buche „Vom Ende der Zeiten“ zusammengetragen. Wenn's noch Christentum ist, ist's jeden-

falls ein sehr merkwürdiges, was sich darin breit macht. Nicht viel anders steht's um sein Büchlein „Vom Antichrist“ in dem Perlen und Glas in bunter Mischung durcheinander gewürfelt sind. Johann Steinmahr S. J. hat darüber in der „Salzburger Kirchenzeitung“ (20. Juni 1918) das Nötige gesagt. Was aber die Hauptsache ist und Schröngamer-Heimdal für uns Katholiken einfach unmöglich macht, das ist eine Tatsache, welche die „Bonifatius-Korrespondenz“ (Heft 8, S. 189) ans Licht gezogen hat. Hiernach findet sich in dem bekannten Freimaurerorgan „Der Zirkel“, das von „Brüdern“ für „Brüder“ geschrieben wird, in der Septemhernummer 1915, als Einleitung des neuen Jahrganges, ein Aufsatz: „Eine königliche Kunst“ — „königliche Kunst“ ist bekanntlich der Logenausdruck für Freimaurerei — der von „F. Schröngamer-Heimdal, Leutnant der preußischen Landwehr“, gezeichnet ist. Um dieselbe Zeit, am 30. Dezember 1915 ist auch in der „Augsburger Postzeitung“ ein Artikel zu lesen „Das andere Heldentum“, der von „F. Schröngamer-Heimdal, Leutnant d. L.“, verfaßt ist. Das würde uns noch fehlen, daß wir auf dem „nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ unserer eigenen Organe Freimaurern Gelegenheit geben sollten, bei uns ihre Ruckuckseier abzuladen. Mit harmlosen Sachen fangen sie an, mit zweifelhaften fahren sie fort, und wenn ihnen ihr Publikum einmal gewonnen ist, ziehen sie es mit sich und sagen und schreiben was sie wollen. Wir brauchen gewiß nicht die Lust durch grundlose Vermutungen und unausstehliche Beargwöhnungen zu vergiften; vor falschen Freunden aber haben wir allen Grund, uns energisch zu schützen. Wer der von der Kirche so nachdrücklich verurteilten und verbotenen Freimaurerei angehört, der kann nicht als Schriftsteller Erzieher des katholischen Volkes sein.

4. „Bonifatius-Korrespondenz und Schlaraffia.“ In der „Bonifatius-Korrespondenz“ (1918, S. 135 ff.) glaubt „Austriacus“ den „Anschein“ zerstören zu müssen, „als gehöre auch die ‚Schlaraffia‘ der Freimaurerei an“. Die ganze Generalabsolution, welche hier der „Schlaraffia“ erteilt wird, kann man nur bedauern. Daß nicht nur gewisse Neußerlichkeiten der „Schlaraffia“ mit der Freimaurerei eine auffallende Ähnlichkeit haben, sondern auch die Wirksamkeit dieser Organisation gewaltig an das Treiben der Loge erinnert, ist eine nicht wegzuleugnende Tatsache. Mehr läßt sich nicht streng beweisen. Aber genügt das, um sie von dem Verdachte, freimaurerisch angehaucht oder durchsezt zu sein, positiv zu reinigen? Man sollte doch diese Arbeit lieber anderen überlassen. Mit einem Auszuge aus dem „Schlaraffenpiegel“ ist nichts bewiesen; mit demselben Rechte könnte man aus den Statuten der ungarischen Großloge beweisen, daß die ungarische Freimaurerei ganz harmlos ist. Ich besitze den „Schlaraffenpiegel“ seit Jahr und Tag; aber es ist mir nie eingefallen, anzunehmen, daß mit dem „Schlaraffenpiegel“ für unsere Frage das geringste gedient ist. Das tatsächliche Ver-

halten vieler Schlaraffen findet durch den offiziellen „Schlaraffen-
spiegel“ keine hinreichende Erklärung, so wenig wie das Treiben der
Freimaurer durch die Statuten der Loge. Man öffne einmal die
Augen und erkundige sich bei jeder Gelegenheit genauer nach der
Haltung und Betätigung der Schlaraffen und man wird sehen,
daß zum Optimismus des „Austriacus“ der „Bonifatius-Korrespon-
denz“ gar kein Grund ist. Mehr läßt sich nicht gut sagen. Nur auf
drei Umstände sei noch kurz aufmerksam gemacht. Nach Ausweis
des von der „Allschlaraffia“ herausgegebenen „Alex. Bademecum“
(s. Nr. 54/55) ist die „Burg“ der „Schlaraffia“ in Kassel das „Logen-
haus“, also ähnlich wie die „Narodna Dbrana“ ihren Sitz in der
Loge von Belgrad hatte. Schlaraffen rühmen sich, daß sie in der
ganzen Welt, sie mögen kommen wohin immer, „Brüder“ finden:
außer Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Nordamerika, dazu noch
Bern und Libau, ist die „Schlaraffia“, nach Ausweis des angeführten
„Bademecum“ sonst nirgendwo verbreitet; finden also die Schla-
raffen auch in anderen Ländern „Brüder“, so können diese nicht
im Zeichen der ganz dem deutschen Gedankenkreise angehörigen
„Schlaraffia“, sondern nur in einem anderen vereinigt sein, wo es
jedenfalls außerordentlich nahe liegt, an die Loge zu denken. Und
noch ein wichtiger Umstand, der vielleicht die Verschiedenheit der
Auffassung erklärt, gibt zu denken: Wie es in der Loge außer der
Johannismaurerei auch noch die Hochgrade gibt, welche der eigent-
liche Sitz der Logentätigkeit und der Ausgangspunkt ihrer Aktionen
sind, so gibt es auch in der „Schlaraffia“ zwei Klassen von Teilnehmern,
die einen nennt man die „wilden Schlaraffen“, von ihnen, und von
ihnen allein spricht der „Schlaraffenpiegel“, die anderen sind die
„eentlichen“ Schlaraffen: Nach welchem Ritual arbeiten diese
und warum wird über diese das tiefste Geheimnis beobachtet? Ich
denke also, die „Schlaraffia“ von dem Verdachte, „als gehöre sie
der Freimaurerei an“ positiv freizusprechen, liegt kein Grund vor;
das hieße nur ein sehr gesundes Mißtrauen gegen die „Schlaraffia“
unberechtigterweise zerstören, während wir allen Grund haben,
gegen das Treiben dieser Gesellschaft auf der Hut zu sein und die
Gläubigen nachdrücklichst zu warnen.

Bericht über die Erfolge der katholischen Missionen.

Von Peter Kitzko, Professor in Ried (O.-De.).

Missionsbericht.

1. Asien.

Vorderasien. Der Franziskanerpater Albert Reisch, katholischer
Feldgeistlicher für die deutschen Truppen in Aleppo und Umgebung,
berichtet im Augustheft der „Kathol. Missionen“ über die schreckliche